

Paul Klees literarischer Nachlaß

Paul Klee: „Tagebücher“. Herausgegeben von Felix Klee. (Verlag Dumont Schauberg, Köln, 1956, 423 S., 18 Abb., 22,— DM.)

Nur die Eingeweihten kannten bisher Klees „Tagebücher“ und seine pädagogischen Vorlesungen am Bauhaus, die er höchst bescheiden in Kladden und Schulhefte geschrieben hatte. Sie wußten, daß sie einen unvorstellbaren Reichtum an persönlichen und allgemeingültigen Einsichten in Leben und Kunst enthielten, und warteten auf den Tag, an dem die Erlaubnis zur Veröffentlichung gegeben würde. Klees Sohn Felix hat nun selbst die „Tagebücher“ herausgegeben, umsichtig und mit einem sympathischen Vor- und Nachwort. Wenn auch noch die Briefe folgen, was zu erwarten ist, liegt der literarische Nachlaß Klees vollständig vor.

Außer Kandinsky hat kein Maler des 20. Jahrhunderts ein so umfangreiches und inhaltlich bedeutendes Schriftwerk hinterlassen wie Klee. Der Mann, dessen Oeuvre einschließlich der Zeichnungen neuntausend Nummern umfaßt, der außerdem über zwölf Jahre unterrichtete, fand die Zeit zu Aufzeichnungen, die noch in hundert Jahren aktuell sein werden, denn wo sonst wären so fundierte exakte und intuitive Erkenntnisse im Bereich der Kunst, im Umkreis des Lebens, der Musik, der Dichtung zu finden wie hier. Die „Tagebücher“ werden eines der wichtigsten Zeitdokumente der Jahre 1898 bis 1918 bleiben (1898 begann Klee an der Akademie in München zu studieren, Ende 1918 hörte er auf, Tagebuch zu führen). Seine „Kunstpädagogik“ ist gegenwärtig die einzige, die den Lehrplänen der Kunstschulen zugrunde gelegt werden könnte. Endlich ein „Generalbaß“, wie ihn die Musik schon lange besitzt. Wie unergiebig ist das, was wir „amtlich“ über diese Fragen zu lesen bekommen.

Die Tagebücher, die Klee als erstes Semester zu schreiben beginnt (er holt eingangs Erinnerungen an Kindheit und Schulzeit nach, die recht aufschlußreich für Charakter und geistige Anlagen sind), sind in den ersten Jahren erfüllt von einer Sucht, das Leben kennenzulernen, er erspart sich und anderen nichts, Liebe und Eros dominieren, daneben Auseinandersetzungen mit Freunden, wie dem Schulkameraden und späteren Bildhauer Hermann Haller, mit Theater, Oper und Literatur. Unheimlich, was er hört und liest, wie scharf er kritisiert, auch sich selbst. Mit 21 Jahren weiß er schon, was er will, macht sich ein Programm und begreift nicht, wie „aus fleißigen Aktstunden niemals Kunst werden soll“. Gegen das eigene Schaffen ist er überaus skeptisch.

Die Italienreise macht ihn noch verzweifelter, aber eines weiß er: nichts nachmachen, sich auf sich selber stellen, auch wenn das Resultat bescheiden ausfällt. In Bern arbeitet er mit großer Anstrengung an seinen Radierungen und sehnt sich nach München zurück. Mit seiner Heirat 1906 siedelt er ganz nach der damals führenden Kunststadt über. Der „Blaue Reiter“ bringt ihn mit Ebenbürtigen zusammen, mit Malern, Musikern, Dichtern. Er hat erste Erfolge, illustriert Voltaires „Candide“, macht 1914 mit Macke und Moilliet die sagenhafte Reise nach Tunis und erlebt als Landsturmmann den Krieg. Im Tagebuch immer wieder Notizen über Erkenntnisse als Maler, er holt alles aus sich selber heraus, „der Weg zum Stil: erkenne Dich selbst“. Seine Gedanken am offenen Fenster der Zahlmeisterei Juli 1917: „Was wir sehen, ist ein Vorschlag... Die wirkliche Wahrheit selbst liegt zunächst unsichtbar zugrunde... Wir forschen im Formalen um des Ausdrucks willen und der Aufschlüsse, die sich über unsere Seele dadurch ergeben...“ Weihnachten 1918 ist er wieder bei seiner Familie. Das Tagebuch bricht hier ab. Zeichnungen und eine Reihe persönlicher Fotos lockern den schön gedruckten Band auf.

Will Grohmann